

(Kapitel 1)

11. Juli 1982

Ich höre die zahlreichen Schlüssel der Wächter an den viel zu großen Bunden schellen. Es ist sechs Uhr in der Früh. Sie kommen, um sich mit nass glasigem Auge, durch Gucklöcher spähend, dem Wohlergehen ihrer Insassen zu vergewissern.

Sechs Uhr früh. Ich bin seit Stunden wach und hocke hier bei dämmerig trübem Kerzenlicht über meinem weißen Papier, versuche etwas Befriedigendes zu notieren und werfe dann doch immer wieder kleine, weiße Papierknäule durch die Zelle. Bestimmt fünfzig Stück dieser von einfalllosen Stunden zeugenden Bürgen liegen hier verteilt auf dem Boden und wirken wie überdimensionale Hagelkörner.

Ab und an spähe ich aus dem vergitterten Zellenfenster, und wenn mein Blick so ruhig über den taggrauenden Gefängnishof schweift, fällt mir immer wieder das Gedicht von Rainer Maria Rilke ein:

Der Panther, im Jardin des Plantes, Paris.

*Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müde geworden, dass er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.*

Ich hoffe, Sie verzeihen, wenn Ihnen mein vollständiger Name ein Geheimnis ist und bleiben wird. Aus mir wohl bekannten Gründen ziehe ich es vor, mich Ihnen nur als Franz H. vorzustellen.

Auch jene unter Ihnen, deren Interesse darin besteht, etwas über mein Äußeres zu erfahren, muss ich enttäuschen, weil ich der Ansicht verfallen bin, erstens: die Beschreibung meines Äußeren als nichts sagend zu empfinden, und zweitens: würde dieses der Geschichte weder zuträglich noch abträglich sein. Vielleicht ist der Grund meiner Verweigerung auch darin zu suchen, dass ich wünsche, Sie mögen sich nicht mit all zu vielen Oberflächlichkeiten beschäftigen, wozu das reine Äußere zweifelsohne zählt, sondern sich ganz auf den Menschen Franz H. einlassen, ohne vom Objektiven zerstreut zu werden.

Ich erblickte am 10. Dezember 1954 als viertes Kind eines arbeitslosen Schweißers und einer Weberin das Licht dieser faden Welt.

Es war der Tag, an dem Ernest Miller Hemingway seinen Literaturnobelpreis entgegennehmen durfte, eigens für sein Lebenswerk: Der alte Mann und das Meer. Ein schlichtes, epochales Werk. Und ich bin mir heute im Grunde recht sicher, dass mich viel mit diesem Nobelpreis behängten Schmöker verbindet: Ein Mann kann besiegt, aber nicht vernichtet werden. Das Surrogat aller hemingwayscher Werke: besiegen ja, vernichten nein. Was mich auch wiederum bestätigt in meiner Annahme, dass Energien nicht vergänglich sind.

Hier schließt sich vorerst der Kreis bescheidener Annahmen, Grübeleien und Schlüsse, mit denen ich manche Nacht totschrage, manch Langeweile siegesbewusst vertreibe, um sie in der nächsten Nacht wieder langsam aber besonnen unter meine feucht modrige Decke kriechen zu lassen und auf die ich im Laufe dieser Aufzeichnungen noch näher eingehen werde.

1954 war auch das Jahr, als Bill Haley und seine Band The Comets das Lied *Rock Around The Clock* aufnahmen und mit jenem die neue Musikrichtung Rock'n Roll begründet wurde. Und auch sonst gab es geschichtsträchtige Sachen, über die es zu berichten lohnt. So zum Beispiel wurde Ende März von Bayern das Ende der Entnazifizierung beschlossen, als letztes Bundesland, was nicht anderes hieß, als dass alles, was an Hitler und Konsorten erinnerte, verschwinden mussten wie zum Beispiel Straßenschilder, Bücher, Uniformen und Orden, gleich so wie es die Potsdamer Konferenz beschloss.

Auch dachte man gleich zu Jahresbeginn daran, wie man den mündigen Bürgern der Bundesrepublik zukünftig das sauer verdiente Geld aus den Rippen leiern konnte, indem, gleichwohl das Jahr erst vier Tage zählte, in Duisburg die aller ersten Parkuhren aufgestellt wurden.

Das wohl Wichtigste in diesem Jahr, zumindest für jene, denen Parkuhren, Rock'n Roll und Entnazifizierung nichts sagten oder egal waren, ereignete sich am 4. Juli, als mit einem 3:2 Sieg über Ungarn die Bundesrepublik in Bern Fußballweltmeister wurde.

Ich bekam von all dem nichts mit, da meine Ankunft erst für das Ende des Jahres vorgesehen war. Und hätte ich mir das Datum der Niederkunft meiner Mutter anhand geschichtsträchtiger Ereignisse aussuchen dürfen, wäre ich mit ihrer Wahl wohl einverstanden gewesen. Der 10. Dezember 1954 passte gut, und noch heute fühle ich mich Hemingway sowie dem alten Mann mit dem Schwertfisch, der kämpfte, verlor und wieder aufstand, zutiefst verbunden.

Meine Mutter, eine streng gläubige Katholikin, soll über dreiundzwanzig Stunden mit mir in den Wehen gelegen haben, bis ich mich endlich bequeme, am frühen Morgen des 10. Dezembers ihren Lenden zu entspringen, mit dem Steiß voran, wohl wissend, was mich dort im gelb wächsernen Licht des Kreissaales erwartete. Um diese all zu frühe und tadelnswerte Erfahrung noch ein wenig hinauszuzögern, soll ich mich wenige Stunden vor der Niederkunft in diese missliche Lage gebracht haben. Misslich nicht für mich, jedoch für meine arme Mutter, die diese Prozedur nur mit Müh' und Not überlebte und zu diesem Zeitpunkt auch sicher den Entschluss fasste, dass Franz ihr letztes Kind sei, dass sie unter Anstrengungen, Schweiß- und Fischgestank in diese entsetzliche Welt zu pressen gedachte.

Meine Mutter war eine ruhige und streng katholisch erzogene Frau, die, solange ich sie kannte, nie ohne Gebet den Tag begann, das Essen einnahm oder in den Schlaf sank. Ja, ich könnte sogar beschwören, sie betete, bevor sie mit meinem Vater kopulierte.

Mein Vater dagegen bewies sich als Barbar, dem scheinbar nichts mehr widerstrebte, als dass sich jemand erdreistete, von ihm Gesagtes oder gar Angeordnetes in Frage zu stellen. Was er sagte und tat, besaß Hand und Fuß und wehe dem, jemand bezweifelte dies. Dann setzte es Schläge. Körperliche Züchtigung schienen für ihn ohnehin die förderlichste und einzig greifende Erziehungsmaßnahme zu sein. Auch wenn es uns an Vielem fehlte, an Schlägen mangelte es zu jener Zeit nie. Kleiderbügel, Suppenkellen in allen Variationen, Teppichklopfer oder Gürtel. Sie haben keinerlei Vorstellung, mit welcher mannigfaltigen, häuslichen Gebrauchsgegenständen er uns Zucht und Ordnung beizubringen vermochte. Selbst die bloße Hand ins Gesicht geschlagen, verfehlte ihre verheerende Wirkung nicht, schon gar nicht, wenn es die meines werten Vaters war. Als ehemaliger Schlosser glichen seine Hände den Pranken eines unheimlichen Tieres. Und genauso empfand ich ihn: als dämonisches Wesen, Bluthund, als Moloch.

Meine Mutter stand bei diesen mehrfach wöchentlich stattfindenden Ritualen zumeist leise klagend nebenbei, hielt sich ihre bebenden Hände vor das Gesicht, frönte ihrer Vogels-Strauss-Technik, war schlichtweg unfähig, meinem Vater Einhalt zu gebieten.

12. Juli 1982

Mein Wärter Klaus Wagenknecht, ein ergrauter Gnom Mitte fünfzig, vollbärtig und zumeist in schleichend gebückter Haltung anzutreffen, bei dem ich mich immer wieder aufs Neue frage, was so einer wie er, zart besaitet, feinfühlig und zuweilen weinerlich, hier in diesem kühlen, feucht modrigen Gemäuer zu suchen hat, wäre ihm doch besser gedient, beim Finanzamt oder der Stadtkasse auszuhelfen, eben dieser Klaus Wagenknecht betrat soeben meine Zelle und stellte mir sein Kofferradio ans Fenster. Natürlich ans Fenster, weil wir beide beobachten konnten, dass sich die Stahlstreben vor den Fenstern günstig auf den Empfang auswirken.

„Endspiel“, murmelte er, ohne an seinem Gesichtsausdruck etwas erkennen zu lassen. Das tut er nie, da ist er stur. Dabei wäre ich nicht abgeneigt, aus seinen Regungen wenigstens Wohlwollen oder Antipathie abzulesen. Klaus und ich kennen uns nun bald zehn Jahre, solange atme ich nun schon den sauren Odem dieser Anstalt und solange ist Klaus mein Wärter. Aber Klaus ist das Sinnbild der Nichtpreisgebkunst, das Abbild der Versteck-Jede-Regung-Kunst und sonstigen Künsten, die es sich zur Kunst gemacht haben, nichts über einen wissen zu lassen, ob nun durch Optik oder Verbalitäten. „Endspiel“, murmelte er und zeigt auf den verstaubten Kasten. Die italienische Fußballmannschaft besiegt im Finale der Fußballweltmeisterschaft in Madrid mit 3:1 die deutsche Auswahl und wird damit zum dritten Mal nach 1934 und 1938 Fußball-Weltmeister.

Zu jener Zeit, als ich mein Dasein auf dieser maroden Welt anzutreten gedachte, lebten wir in einem backsteinernen Mietshaus mit insgesamt zehn Mietparteien, so pflegte man damals zu sagen, welches sich in der Grubenstrasse nahe des Wollmermarktes befand. Die Einrichtung muss ich an dieser Stelle als schlicht bezeichnen, obwohl meine werte Mutter stets drauf bedacht war, die Vitrinen und Regale mit allerlei Nützlichem sowie Tinnef zu bestücken. So drängten sich kleine von Maria Innocentia Hummel entworfenen Figuren aus Porzellan auf dem sich über dem Sofa befindlichen nussbaumenen Regal, ein steif sitzender Knaben mit Schifferklavier, auf dem ein winziger Vogel saß und scheinbar mit weit aufgerissenen Schnabel kläglich versuchte, den Jungen musikalisch zu begleiten. Neben diesem vermehrte sich gleich eine ganze Meute porzellanhaltiger Erscheinungen, dicht um etwas gedrängt, als gäbe es dort was ganz Außergewöhnliches zu sehen oder zu ergründen. Ich habe, trotz aller Mühen, bis heute nicht in Erfahrung bringen können, was dies war.

Meine Mutter allerdings schien das nie zu interessieren. Bisweilen sah ich sie nur, mit einem Läppchen bestückt, dort wischen und wienern, als gäben diese leblosen Gestalten etwas auf Reinheit.

Das Wohnzimmer schmückte zudem ein Holzwurm gemarterter Eichenschrank, den ich an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen möchte, auf den ich allerdings erst im weiteren Verlaufe dieses Buches näher eingehen werde. Sollte mir doch dieser Schrank in meiner Lebensgeschichte einen glühenden Herzenswunsch erfüllen, der mich soweit mit ihm verbündete, dass wir noch heute unzertrennlich sind und sein vom Großen Eichenbock gepeinigtes Holz meine karge Zelle dekoriert. Aber dazu später.

Auszug aus Kapitel 15

Klaus und ich hören, schweigend nebeneinander sitzend, Radio. Klaus ist oft bei mir, und auch wenn er nichts Verbales von sich gibt als die Ansage, was denn jetzt im Hörfunk liefe, ist mir sein Zugegen sein angenehm und willkommen. Ich bin auch zu dem Schluss gekommen, dass Klaus das Radio nur mitbringt, weil er dann selber nicht reden muss, denn es gehörte sich nicht zu reden, wenn man angestrengt der netten säuselnden Damenstimme im Äther lauscht, als befürchte man, diese würde es einem ärgerlich nachtragen, wenn man redet, wenn sie redet. Es ist unhöflich, eine redende Dame zu

unterbrechen, deshalb schwiegen wir, Klaus und ich und bemühten uns auch sonst, keinerlei Geräusche zu verursachen.

Das Bundeskabinett, so die nette, säuselnde Stimme im Volksempfänger, hatte heute beschlossen, durch finanzielle Anreize ausländischen Gastarbeitern die Rückkehr in die Heimat zu erleichtern. Ich hatte augenblicklich das Bild vor Augen und wollte schon zu Bleistift und Papier greifen, um diesen schemenhaften Gedankenblitz aufs Papier zu bringen. Ein Esel, drauf sitzend Helmut Schmidt, in der linken Hand einen langen Stecken, an dessen vorderem Teil eine Möhre baumelt. Im Hintergrund Orientierungspfeile: Italien links, Griechenland geradeaus, Spanien rechts, zur Mitte Portugal und Jugoslawien, nur die Richtung für die Türken kann man nicht recht erkennen, da der Pfeil irgendwie vorne abgebrochen ist.

Ich stelle das Radio ab und werde mich nun wieder Ihnen, meiner geschätzten Leserschaft widmen, während Klaus still neben mir brütet und sein eintönig gleichförmiger Atem mir die Sicherheit der altbekannten Monotonie liefert.

Eine wundersame Begebenheit im Jahre 1966, ich hatte mein 12. Lebensjahr gerade vollendet, sollte meinem bis dahin ermüdenden Leben eine erfreuliche Wende zukommen lassen. Ich ergoss mich zum damaligen Zeitpunkt in meinen Stopfungsphantasien (der aufmerksame Leser wird sich erinnern) als der Zufall, oder nennen wir es Schicksal, denn ich bin noch heute überzeugt, dass es hätte so kommen sollen, ja müssen, weil das Leben vordiktiert ist, bereits geschrieben und beschlossen, als das Schicksal an einem fahlen, nebligen Dezembertag auch mich bedachte, sozusagen als vorweihnachtliche Gabe. So viel Heimlichkeit in der Weihnachtszeit, Zuckerbäcker, alles lecker, Vorfreude, schönste Freude...

Die Weihnachtszeit war mir, trotz heidnischem Dasein, immer heilig. Paradox, aber dem anheimelnden Vorgefühl konnte auch ich mich nicht entziehen, zumal das berauschende Aroma von Bratäpfeln, Zimt und Pfeffernüssen und sonstigen erregenden Düften einem das Entziehen schlichtweg unmöglich machten, ja - einem geradezu nötigte, Vorfreude zu empfinden und Heiliges zu entdecken, wo es nichts zu entdecken gab. Meine werte Mutter frönte, wie jedes Jahr, ihrer Dekorationsorgie: blankpolierte Hummelfiguren wichen, um Platz zu machen für allerlei anderem Unnutzen wie Adventskranz, Jesuskrippe und Pyramide. Letztere bewunderte ich wie jedes Jahr und sinnierte über das Geheimnis, denn noch war es eines für mich, wie vier brennende Kerzen fünf hölzerne Flügel in Bewegung zu setzen vermochten. Es musste etwas mit den nie versiegenden Energien zu tun haben, soviel wusste ich. Die Krönung der hemmungslosen Versuche seitens meiner Mutter, Glorie und Glauben in unser Leben zu bringen, war zweifelsohne die mickrige Tanne, die mein Vater jedes Jahr aus den Relikten des Weihnachtsbaumverkaufs billig erstand. Zumeist war dies eine zerzauste und strähnige Blautanne, die zu erstehen niemand gedachte, da sie zum Verzieren schlichtweg nicht mehr taugte, die folglich ausrangiert wurde und zum Verlodern gedacht war. Wie jedes Jahr brach aus meinem Vater die wohlbekannte Schimpftirade hervor, die ich im gewissen Masse nachvollziehen konnte, denn unverständlich schien auch mir, warum mein Vater diesen unförmigen Christbaum vergüten musste, obschon beschlossen war, dass dieser mit all den anderen verschmähten und ungewollten Blautannen, Nordmann-Tannen und Rotfichten sein Leben auf der Müllhalde oder im städtischen Heizwerk aushauchen sollte. Er meinte, den Händler als niederträchtigen Kapitalisten bezeichnen zu müssen, der sich ungerechtfertigt an anderen bereichere, wobei er, Herbert H., ihm ja noch Arbeit abnähme. Schließlich wäre dieser Christbaum, wenn man ihn denn so nennen konnte, so oder so auf dem Abfall gelandet, müsste abtransportiert werden, müsste zersägt werden, müsste gehäckselt werden, um dann auf der Halde, auf dem Kompost oder im Hochofen zu landen. Alles Arbeiten, die er, Herbert H., ihm abnahme und zudem noch bezahlen muss. Wo wir denn hinkämen, würde jeder für seine Arbeit noch bezahlen, verkehrte Welt, Kapitalistenpack ... dreckiges, Blutsauger; Quetscher...

Auf diese alljährlich Abfolge von Schimpfworten folgte dann Vaters Resignation. Mürrisch und vergrämt zahlte er ein paar Pfennige für das, was für die nächsten Tage unseren Christbaum darstellen sollte. Meine Mutter bewies sich jedes Mal als geschickte, im Kaschieren und Verbergen begabte Dekorateurin, und das vollendete Werk glich beinahe einem kostspieligen und stattlichen Christbaum wie er in allen anderen Wohnzimmern und Salons zu stehen pflegte.

Ein scheinbar kläglicher Versuch, ein bisschen Glanz in ihr sonst so glanzloses Leben zu bringen. Ihr Dasein spiegelte sich wenige Tage in schimmernden talgtropfenden Kerzen, filigranen Christbaumkugeln und rauschend silbernen Bleilametta, schien für kurze Zeit nicht so matt und trostlos, so lichtarm und betrübt wie sonst.

Auch mein Vater empfand wohl die Zeit der christlichen Vorfreude auf Jesus Geburt als tragbarer und leichter, zumal der Wirt vom „Anker“ in der Schönaugasse seinerzeit die Preise für Bier und wärmenden Glühwein drastisch senkte, was zum einen seinen Umsatz in die Höhe trieb und zum anderen meinem Vater delirische Träume bescherte.

Oh du fröhlicher, oh du seliger, oh du gnadenbringender Säuferwahn. Wir Kinder sehnten die Vorweihnachtszeit gerade aus diesem Grund inständig herbei, war doch mein Vater nach durchzechter Nacht nicht in der Lage, seinen Erziehungspflicht nachzukommen, die, wie der achtsame Leser weiß, aus Schlägen zu bestehen pflegte.

Zwischen den Bratapfel- und Lebkuchenduft mischte sich der säuerliche Gestank ausgeschwitzten Branntweins, erbärmlich dennoch beruhigend. Ich persönlich nannte diesen Duft „Ruhe“, und wäre ich heute ein geschätzter Parfumeur, ließe ich es mir nicht nehmen, eigens für mich ein Fläschchen zu kreieren und abzufüllen, natürlich unverkäuflich und unerschwinglich, eine ganz persönliche Note, die nur ich mit Würde zu tragen wusste. Alle anderen würden die Nase rümpfen, ja - sich angeekelt abwenden, weil sie den wahren Wert dieser Kreation nicht kannten. Aber ich schätze diesen Wohlgeruch: Bratapfel, Lebkuchen, etwas Zimt und der saure, vergorene Alkoholdunst aus den verschwitzten Poren meines Vaters.